

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 58 (1954-1955)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Signorina M  
**Autor:** Hochheimer, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669052>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

«Das wollte man mir schreiben?»

«Ja», sagte ich, «aber so einen Brief durftest du einfach nicht bekommen. Ich weiss doch, wie die Leute in der Stadt dich schätzen, wie sie vor dir den Hut ziehen, wie sie von dir sprechen, wenn sie die Häuser sehen, die du gebaut hast... du bist für alle ein Vorbild, man bewundert dich... und da sollen irgendwelche dumme Leute jetzt sagen können: Ja, aber sein Sohn taugt nichts in der Schule?»

Und so war mein Vater: er machte mir keine Vorwürfe, zerriss das Schreiben vor meinen Augen — «Der Mutter machen wir damit nicht erst das Herz schwer!» — dann ging er zu seinem Schreibtisch, holte tief unten einen vergilbten Brief hervor, reichte ihn mir und sagte:

«Auch ich, mein Junge, bin einmal beinahe bei einer Prüfung durchgefallen... auch ich hätte beinahe mein Ziel nicht erreicht... hier, lies!»

Ich nahm den Brief. Es war das Schreiben einer städtischen Behörde, für die mein Vater damals eine neue Schule baute.

«Wir sind mit Ihrer bisherigen Leistung des Ihnen übertragenen Schulhauses keineswegs einverstanden», las ich, «was wir bisher gesehen haben, kann keinesfalls unseren Beifall finden. Wir behalten uns vor, den Ihnen unter einer anderen Voraussetzung erteilten Bauauftrag zurückzuziehen, falls Sie nicht —»

«Siehst du», sagte mein Vater und nahm den Brief wieder an sich, «das war mein Zwischenbericht. Auch mir drohte man, dass ich meine Prüfung nicht bestehen werde. Aber ich warf die Flinte nicht ins Korn, ich hatte keine Angst wie du — ich dachte mir, wenn ich dieses Haus nicht zuende baue, werde ich ein anderes bauen, es gibt für jeden genug zu tun auf der Welt — ich fürchtete also die strengen Leute nicht, wollte mich aber vor ihnen beweisen und ging mit doppeltem Eifer ans Werk. Die Schule wurde von mir zuende gebaut. Du gehst heute in sie.»

Vier Wochen hatte ich damals noch bis zur Abschlussprüfung, endete Frobenius, ich verdanke es dieser Stunde mit meinem Vater, dass ich sie bestanden habe.

## SIGNORINA M.

Albert Hochheimer

Ich interessiere mich nicht sonderlich für Gelegenheitsbekanntschaften und habe selten den Wunsch gehabt, mit einer von ihnen in dauernde Beziehung zu treten; unser Leben ist belastet genug — es bleibt auch ohne unser Hinzutun noch zu viel haften...

Aber zuweilen verwischen sich die Grenzen, man überschätzt den Reiz, der von dem Zufälligen ausgeht oder erliegt einer seltsamen Neugier — so erging es mir, als ich die Bekanntschaft von Signorina M. machte.

Wir sassen nebeneinander auf der Seepromenade von Lugano und blickten über das glitzernde Wasser hinweg auf die Berge. Hänge und Kuppen

umhüllte ein leichter Nebelschleier, der Anblick war phantastisch, geradezu unwirklich und erregend, so dass ich meine Nachbarin gar nicht beachtete und erst auf sie aufmerksam wurde, als sie mit einer brüsken Bewegung ihre Handtasche vom Boden aufhob.

Irgendwie kamen wir dann ins Gespräch und die Unterhaltung setzte sofort mein Inneres in Schwingungen.

Signorina M. war keine alltägliche Frau. In ihrem Wesen lag eine gewisse Vertraulichkeit und doch eine sonderbare Würde. Für eine Tessinerin war sie ziemlich hochgewachsen; sie war noch jung, denn unter den dunklen Augen gab es keine

Furchen und die Haut war glatt und weich, das Gesicht von rosiger Wärme und wenn sie lächelte oder lachte, zeigte sie weisse ebenmässige Zähne.

Wir trafen uns noch ein paarmal und ich wünschte mir bald nichts sehnlicher, als unsere oberflächliche Bekanntschaft in ein gemeinsames Erleben zu verwandeln. Da gab sie mir eines Tages ihre Adresse und lud mich ein, sie und ihre Eltern zu besuchen und ich war nun überzeugt, dass ich ihr nicht mehr gleichgültig war, und sie meine Gefühle erwiderte.

Sie wohnte in einer Villenkolonie, wo vornehme Häuser mit gewöhnlichen, unscheinbaren abwechselten, und als ich auf Einlass wartend am kunstvoll geschmiedeten Gartentor stand, hinter dem eine prächtige Villa lag, freute ich mich über die grossartige Lebenshaltung, die so völlig der Vorstellung entsprach, die ich mir von der Familie M. gemacht hatte.

Obgleich ich die Glocke durchs Haus schellen hörte, rührte sich niemand, und erst, als ich ein zweites und dann ein drittes Mal geläutet hatte, erschien eine würdige Matrone mit schönen, schwarzen Augen und einer freundlichen Stimme. Sie schaute mich fragend an und ich sagte:

«Ich werde erwartet», und gab ihr meine Karte. Darauf öffnete sie, liess mich eintreten und eilte davon.

Die Halle war angenehm kühl nach der Hitze der Strasse. Die Wände bedeckten kostbare Tapische, die einem Museum zur Ehre gereicht hätten, und im Hintergrund, neben dem Kamin, stand ein geschnitzter Tisch mit zwei Ledersesseln.

Ich versuchte mir vorzustellen, was für Gedanken die Phantasie meiner schönen Bekannten beschäftigten, wenn sie an den langen Winterabenden da sass, Zigaretten rauchte und in den Zeitschriften und Büchern blätterte, die auf dem Tisch lagen. Die Halle mit ihren edlen Proportionen passte so gut zu dem Wesen dieser Frau, dass ich mich von dem Geist des Ortes ganz überwältigt fühlte.

Die Stille war seltsam verwirrend und ich fragte mich, was Signorina M. oder ihre Eltern aufhalten konnte, denn ich war zu der angegebenen Zeit erschienen, und indessen ich auf- und abging, die Bilder an den Wänden betrachtete, in den Zeitschriften blätterte, eine Zigarette anzündete, verbrachte ich fast eine Stunde, ohne dass ich mich gelangweilt hätte.

Endlich vernahm ich ein Geräusch. Mein Herz schlug schneller, und als ich einen alten Herrn langsam die Treppe herunterkommen sah, hielt ich den Atem an. Die Ähnlichkeit mit seiner Tochter schien mir geradezu auffällig. Er war hochgewachsen, mit dichtem weissem Haar und buschigen Brauen. In seinen grossen Augen blitzte ein lebhaftes Feuer, sie waren, als er näherkam, mit einem kühl prüfenden Blick auf mich gerichtet.

Er hielt meine Karte in der Hand und in seiner Haltung lag Sicherheit und Würde — er war genau der Mensch, den ich als Vater von Signorina M. erwartete hatte.

Ich war befangen und es war ein Glück, dass ich mir schon vorher eine Begrüssung zurecht gelegt hatte. Ich verbeugte mich respektvoll und sagte: «Es ist mir eine grosse Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Ihre Tochter hat mich zum Tee eingeladen ...» und setzte unsicher hinzu: «Dafür aber wird es nun wohl zu spät sein.»

Ein belustigtes Schmunzeln trat in seine durchdringenden Augen und mit einer kleinen Geste seiner schönen Hand erwiderte er: «Ich habe keine Tochter, mein Herr. Ich bin blass ein simpler Junggeselle. Sie haben sich geirrt. Die Familie M. wohnt nebenan.»

Das Nachbarhaus war niedrig, das Machwerk eines phantasielosen Architekten, und als ich an der Gartentüre schellte, wurde mir nicht mehr geöffnet. Da zog ich den Hut in die Stirn und ging davon — die Enttäuschung hatte dem Zufälligen meiner Begegnung mit Signorina M. den Reiz genommen.